

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 15.

Berlin, Freitag den 3. Februar

1843.

### Griechenland.

#### Der Hof und die Gesellschaft in Athen.

Am 1. Juni 1833 übernahm der König Otto die königliche Gewalt, und am 22. November führte er seinem Lande in der Person der Prinzessin Amalie von Oldenburg eine junge Königin zu. Beide bedurften natürlich eines Hofes und eines Palastes; aber Hof und Palast mußten improvisirt werden in einer Stadt, die zwei Jahre vorher kaum ein einziges steinernes Gebäude enthalten hatte, und in einem Lande, wo die Rajahs ganz kürzlich erst zur Würde der Herren sich erhoben hatten. Indes ist Griechenland ein so fruchtbares Land, daß man den Boden nur mit dem Fuße zu stampfen braucht, um das kriegerische Ross und den Baum des Friedens aus demselben hervorbringen zu lassen. Alle Nothwendigkeiten des sozialen Lebens werden hier rasch improvisirt. Zwei kleine Häuser wurden zunächst für das junge Ehepaar gemiethet und nach einem Plane des königlichen Baumeisters Gärtner durch einige Zwischenbauten mit einander verbunden. Eine interimistische, etwas enge, aber ziemlich anständig eingerichtete Wohnung, welche zwischen einem schattigen Gärtchen und einer Art Englischen Rasenplatzes gelegen war, wurde das Eckstadium des neuen Reichs. Indes sollte ein moderner Palast an dessen Stelle treten. Der Baumeister Klenze wurde zunächst zur Prüfung der Vertiklichkeit ausgeschiedt, aber er hielt den bescheidenen Iphsus für einen Verwandten der furchtbaren Donau; aus Furcht vor den Ueberschwemmungen des wasserlosen Bächleins entsagte er einem schönen, unterhalb der Stadt gelegenen Platze und wählte einen anderen. Der König von Bayern prüfte ebenfalls die Vertiklichkeit und entschied sich nach einigem Besinnen für einen ausgezeichneten Platz, bei dem es auch sein Bewenden hatte; zugleich beauftragte er seinen Baumeister Gärtner mit der Ausarbeitung des Plans und mit der Leitung der Ausführung.

Während so der Plan zum künftigen Palaste mannigfachen Beratungen unterlag, wurde an der Stadt Athen gebaut, und zwar mit eben so häufigen Aenderungen des ursprünglichen Entwurfs, aus welchen gänzliche Planlosigkeit der neuen Stadt hervorging. Endlich wurde der Grund des neuen Palastes gelegt, und zwar nach einem höchst großartigen Plane; man zählte die Millionen Drachmen nicht, welche die Beendigung des Baus kosten konnte, und legte dem jungen Könige, der sie doch bezahlen mußte, keinen bescheidenen Plan zur Ansicht vor. Das Gebäude stieg in die Höhe: der Pentheklion lieferte seinen Marmor, Bayern und Italien ihre Künstler, Triest die Bohlen, Kegel, Thüren und Fenster und König Otto das Geld. Jetzt sind 7 Millionen Drachmen verbaut, und es fehlen noch die Treppen. Mit noch drei Millionen würde man also den Palast ausbauen und mit zwei anderen würde man ihn möbliren können. Aber zu seiner Bewohnung würde dann das Budget von 1 Million Drachmen nicht hinreichen, welches jetzt der wohlberedelten Sparsamkeit des Königs genügt.

Der Hof besteht jetzt aus dem Hofmarschall (Aularkis), aus 6 Adjutanten, 3 Ordonnanz-Offizieren für den Dienst des Königs, einer ersten und zwei zweiten Ehrendamen, von denen die eine eine liebenswürdige Deutsche, die andere aber die stolze und edle Triantaphyllon Bogaris, die Tochter des berühmten Marco Bogaris, ist.

Der Hof des Königs ist ganz militairisch eingerichtet. Unter den Adjutanten bemerkt man den Peloponnesischen Oberst Johann Kolokotroni, den Sohn des berühmten Kolokotroni, den Albanesen Gardikioti Grivas, den Sulioten Izavellas. Unter den Ordonnanz-Offizieren zeichnet sich aus der junge Mainote Mauromichalis, der Sohn des alten Bey und der Bruder der beiden verblendeten Jünglinge, welche durch die Ermordung Capo d'Istria's ihren Vater zu rächen und ihr Vaterland zu befreien glaubten.

Mehrmals während meines Aufenthalts zu Athen hatte ich Gelegenheit, den Hoffesten beizuwohnen. Ich fand dort Männer aus allen Provinzen versammelt, von denen wohl Viele nie zu einem ähnlichen Feste zugezogen worden waren. Und dennoch war nirgends eine Spur von Steifigkeit oder Verlegenheit wahrzunehmen. Die reichen und eleganten Kleidungen Rumeliens und Morea's wurden auch mit Anstand getragen. Die den orientalischen Völkern angeborene Bedächtigkeit bewirkt, daß sie sich nicht beeilen, zu sprechen oder zu handeln, und dadurch allein schon vermeiden sie viele Fehler. Die Kleider der Frauen sind nicht so gefällig wie die der Männer. Die goldgeschickten Gewänder der Albanesischen Frauen lassen die Formen nicht hervortreten. Die Kleidung der Hydriotischen Frauen paßt nur für Matronen, welche durch Austreibung aller hervortretenden Theile ihres Körpers ein ehrwürdiges Aussehen gewinnen

wollen. Die Atheniensische Kleidung ist leichter und eleganter, und Triantaphyllon hat derselben eine gewisse Popularität gegeben. Nur das Fes, die große rote Mütze mit den blauen Eichen, scheint mir nicht gefällig; indes giebt es ganz jungen Mädchen ein festes und robomontirendes Aussehen, welches auf Bällen vortreflich kleidet. Die niedrigste Mütze und die koketteste Kleidung sind unstreitig die vergoldete Mütze und die Weste der Smyrnotinnen, indes findet man sie selten auf einem Atheniensischen Balle. Am häufigsten trifft man die Fränkische Kleidung, die Pariser Mode. Die Invasion derselben hat schnelle Fortschritte gemacht, und auf den Hofbällen ist die überwiegende Mehrzahl der Frauen Französisch gekleidet. Und in der That findet die Geschmeidigkeit der Atheniensischen Körperbildung ihren Vortheil bei den lustigen Geweben. Die Atheniensischen Griechen haben einige der guten Eigenschaften der Franzosen und viele ihrer Fehler, und oft übertreiben sie sogar beide. Sie sind geistreich, thätig, mutbig, unternehmend, aber nicht weniger leichtsinnig als die Franzosen und noch viel eitler. Die Frauen, welche noch in den Banden der orientalischen Sitte schmachten, leben größtentheils nur für sich, indes machen sich doch schon Pustelbe, Geschmack, studirte Einfachheit und geschickte Berechnung der Farben in ihren Toiletten bemerklich. Auch finden sich einige unter ihnen, welche in Paris studirt und gefallen haben und nun ihren Landsmänninnen als Lehrmeisterinnen dienen.

Die junge Königin hat nicht in Paris studirt, aber sie hat die Wissenschaft errathen und sich zur Meisterschaft in derselben erhoben. Sie ist eine unerschrockene und unermüdete Reiterin, eine anmuthige Tänzerin und eine schöne und elegante Königin. Keine Frau an ihrem Hofe überläßt sich mit so reizender Hingebung dem Vergnügen des Tanzes. Dabei ist indes zu bemerken, daß die Last der Etikette, welche auf den Hofbällen sehr streng aufrecht erhalten wird, auf sie am wenigsten drückt. Um 9 Uhr sind alle Eingeladenen im Ballsaale versammelt. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr treten der König und die Königin mit ihrem Gefolge ein. Herren und Damen müssen stehen bleiben, so lange dieselben Zirkel halten, was ungefähr eine halbe Stunde dauert. Der König bietet die Hand einer Dame, die Königin einem Herrn, meistens einem Mitgliede des diplomatischen Corps, und die ganze Versammlung hält einen Umzug im Saale, worauf der König sich zu einer anderen Dame wendet und die Königin einem anderen Diplomaten die Hand reicht; es wird hierauf wieder ein Umzug gehalten, und es geht in derselben Weise weiter, bis alle Gesandten und alle Personen, welche die Königin auszeichnen will, an die Reihe gekommen sind. Sodann beginnt der Walzer. So lange die Königin tanzt, dürfen die anderen Damen, welche nicht tanzen, sitzen bleiben, sobald sie aber aufhört zu tanzen und im Saale auf und abgeht, müssen dieselben sich erheben. Zwei Stühle werden außer der Reihe hingestellt für den König und die Königin; die Damen nehmen ihren Platz hinter ihnen. Gegen drei oder vier Uhr, wenn die angekündigte Reihe der Tänze beendet ist, stehen Alle auf, und der König und die Königin halten abermals einen halbständigen Zirkel, dem sich keiner der Anwesenden entziehen darf, da es nicht schicklich ist, den Ball früher als der König zu verlassen. Der König und die Königin nehmen sodann Abschied, und nun entfernen sich auch die Gäste.

Dieselbe Etikette tritt in Kraft, wenn der König und die Königin eine Einladung bei einem Diplomaten annehmen. Das diplomatische Corps, welches, verführt durch die schönen und weißen Hände der Königin, den Handkuß eingeführt hat, ist für die Soupers einer strengen Form der Etikette unterworfen worden. Der König und die Königin speisen dann nämlich in einem besonderen Zimmer. Der Gesandte und seine Gemahlin setzen sich an denselben Tisch, aber sie erhalten kein Couvert.

Noch eine andere Form der Etikette ist mir aufgefallen, welche ich nirgends anderwärts wahrgenommen habe; dieselbe besteht darin, daß die Männer zum Diner bei dem Könige und der Königin eingeladen werden, und daß eine solche Einladung nie an die Frauen ergeht. Keine der Gemahlinnen der fremden Gesandten, welche in Athen residiren, hat je bei Hofe zu Mittag gespeist. Das geht aber noch weiter: Frau von Barante, die Gemahlin des Französischen Volschafters in Petersburg, und Lady Londonderry, die Gemahlin des früheren Englischen Volschafters in Wien, kamen auf der Reise von oder nach Konstantinopel nach Athen: Herr von Barante und Lord Londonderry speisten bei Hofe und wurden mit Höflichkeiten überhäuft, aber ihre Gemahlinnen wurden nicht zur königlichen Tafel gezogen. So will es die Etikette.

Das Italiänische Theater ist ein Versammlungsort für die Gesellschaft in Athen. In einem Theile der Stadt findet sich eine einzelne antike Säule, die von einem Tempel des Aeskulap übrig geblieben seyn soll. Die Volks-Tradition

ist dem Kultus des Gottes der Gesundheit treu geblieben, denn am unteren Theile der Säule ist eine Art Nische errichtet worden, in welcher die Kranken und ihre Verwandten brennende Kerzen aufstellen. Die Säule steht in prophetischem Rufe. Wenn man wissen will, ob ein Kranker bald gesund werden wird, so nimmt man eines seiner Haare und klebt beide Enden desselben mit Wachs an die Säule. Bleiben beide Enden befestigt, so ist der Kranke von einer gefährlichen Krankheit befallen: löst sich ein Ende ab, so hat er längere oder kürzere Zeit zu leiden, je nachdem dasselbe sich rascher oder langsamer ablöst; lösen sich endlich beide Enden ab, so ist der Kranke als geheilt zu betrachten. In der Nähe dieser Askulap-Säule nun hat man dem Gott der Musik einen Tempel errichtet. Zuweilen habe ich hier Griechische Tragödien aufführen sehen, z. B. eine Griechische Uebersetzung des Aristodemos von Monti, einen Marco Bogaris u. s. w.; aber gewöhnlich kommen nur Italiänische Opern zur Darstellung. Das weibliche Publikum besteht nur aus Frauen der höheren Klassen.

Die Gesellschaft in Athen besteht aus mehreren, sehr verschiedenartigen Elementen, welche noch nicht mit einander verschmolzen sind. Die elegantesten Salons sind natürlich die des diplomatischen Corps. Frankreich, England, Rußland, Oesterreich, ferner Bayern, Preußen, die Türkei, Belgien, Spanien, Schweden haben bevollmächtigte Minister und Minister-Residenten am Hofe von Athen, und jeder von ihnen trägt zu den Annehmlichkeiten der Gesellschaft bei. Auch die Legations-Secretaire und Attachés befördern die Verbreitung der Europäischen Manieren.

Diesen Europäischen Salons stehen die Janariotischen der Argproponto's, der Karadja's, der Sugo's, der Rizo's und Maurofordato's zur Seite. Die Janariotischen Familien hatten schon lange vor der Revolution die Sitten und Gewohnheiten des Westens angenommen. Ihre Kinder lernten die Französische Sprache, und alle ihre Beziehungen brachten sie mit den Europäern, namentlich mit der Diplomatie, in Verbindung. Jede dieser Familien stellte sich wieder unter eine besondere Fahne: so waren die Morusi's und die Psilanti's wegen ihrer Ergebenheit gegen Rußland bekannt, wie die Sugo's wegen ihrer Hinneigung zum Französischen Interesse, und die politische Stellung, welche diese Mächte zur Pforte einnahmen, entschied auch über den Fall oder die Erhebung dieser Familien. Als die Griechische Revolution ausbrach, nahmen die Janariotischen Familien den thätigsten Antheil an derselben. Die Einen, wie der Hospodar Sugo, wurden gepoestert, weil sie die ersten Bestrebungen der Petarie unterstützt hatten; Andere, wie die Psilanti's, verloren ihr Leben. Wenn die Pforte die Anführer nicht erreichen konnte, so verfolgte sie die Angehörigen derselben, die in Pera zurückgeblieben waren. Das Vermögen wurde konfiszirt; Männer, Frauen, Kinder mußten fliehen, um dem Tode zu entkommen. Aber ein großer Theil der Jugend hatte nicht so lange gewartet, um sich dem Kampfe für die Freiheit anzuschließen. Die Maurofordato's, die Sugo's, die Karadja's, die Psilanti's gellten ihre Namen den berühmtesten und ehrenwerthesten zu. Aber im Allgemeinen waren die Janarioten ihren Griechischen Stammverwandten verdächtig. Ihre fremden Gewohnheiten und ihre aristokratische Haltung erregten Mißtrauen. In Athen, wohin sich diese Familien alle zurückgezogen haben, leben sie meistens nur unter sich und verkehrten sich nur unter einander. Indes tritt doch auch allmählig eine Vermischung mit der anderen Bevölkerung ein, je nachdem diese sich mehr der Bildung des Westens annähert. So heiratet z. B. die schöne Kallou Karadja, die Enkelin des alten Hospodars Karadja, einen Sohn des Moreotischen Berghauptlings Kolokotroni, der in Paris erzogen worden ist. Die mißtrauische Eifersucht der Griechen war besonders durch den Fürstentitel verletzt worden, den die Nachkommen der Hospodare der Moldau und Wallachei angenommen hatten. Der Sinn für Gleichheit ist sehr mächtig in Griechenland. Da nun die Regierung keinen Titel anerkennt, so haben die Inhaber derselben sie freiwillig oder unfreiwillig aufgeben müssen.

Eine andere Klasse, welche viel zur Verschmelzung der orientalischen Sitten mit den occidentalischen beiträgt, ist die der Professoren bei der Universität, der Beamten, der Advokaten und Aerzte. Alle haben auf Europäischen Universitäten studirt und außer der Lebensweise und der Kleidung des Occidentals auch eine Richtung des Geistes mitgebracht, aus welcher sich leicht das Land erkennen läßt, in welchem sie ihre Studien betrieben haben. Die in Frankreich studirt haben, sind absprechtend, gleichgültig gegen die Religion, undisciplinirt, aber auch entschieden, praktisch, Feinde der Sophistereien und der Dunkelheit, Freunde der Oeffentlichkeit, des Fortschritts und der Freiheit. Die von den Deutschen Universitäten kommen, sind Sophisten, Raisonneurs, skeptisch, Freunde der Gewalt, aber ordnungsliebend, fromm, sogar mystisch und sehr bewandert in dem philosophischen Theile der Wissenschaft. Andere haben auch in Italien studirt, und diese nähern sich wieder der Französischen Bildung.

Neben diese Klasse, welche ganz von der Europäischen Bildung durchdrungen ist, muß man noch die Banquiers und die Kaufleute auf den Inseln und in den Seestädten stellen, welche in häufige Beziehungen mit dem Europäischen Handelslande kommen und auch größtentheils in den Comtoiren der großen Handelsstädte Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens gearbeitet haben. Durch die Natur ihrer Beschäftigungen haben sie eine cosmopolitische Richtung erhalten.

Alle Griechen, welche diesen verschiedenen Klassen angehören, sprechen gewöhnlich gut Französisch und Italiänisch und tragen Europäische Kleidung, aber in ihr häusliches Leben sind die Europäischen Sitten noch nicht vollständig eingedrungen. Auch ihre Frauen haben die Europäische Tracht angenommen, aber doch auch einige Reste der Griechischen Kleidung beibehalten. Sie gehen selten aus und kommen wenig in Gesellschaft; meistens sieht

man sie nur auf dem Sonntags-Spaziergange auf dem Wege nach Patissa, wo sie allein hinter ihren alleingehenden Männern hergehen, oder auf einem Hofballe. (Schluß folgt.)

## Norwegen.

### Norwegen und die Norweger.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Die Möbel der Thal- und Alpen-Bewohner sind sehr einfach. Ein großer Tisch steht bei dem Fenster und ist mit Bänken an der Wand umgeben. An dem Ende dieses Tisches ist der Ehrensitz, der dem Fremden oder Aeltesten angeboten wird. Einige hölzerne Stühle, ein Bett und ein großer Schrank, mit thönernen Gefäßen und Gläsern, wohl auch einer silbernen Kanne besetzt, machen das Mobilien aus. In der Ecke am Fenster befindet sich gewöhnlich ein Gestell, auf welchem die Bibel, das Gesang- und Gebetbuch zu finden sind. In vielen Gegenden, besonders in Tellemarken, trifft man auch die Norwegische Geschichte Snorre Sturleson's und die alten Isländischen Sagen an, und diese Bauern sind mit der alten vaterländischen Geschichte zum Erkennen vertraut. In der neueren Zeit hat sich ihre Bibliothek mit der Constitution Norwegens und mehreren politischen Tageblättern bereichert. Auch agronomische Schriften verbreiten sich immer mehr unter den Bauern, wozu die königliche Gesellschaft für das Wohl Norwegens nicht wenig beigetragen hat.

Ein Gegenstand der Eitelkeit ist in den Alpengegenden allgemein, nämlich kupferne Kessel, die blank geschleuert an den Wänden aufgestellt sind. Es war vormals und ist zum Theil noch jetzt Sitte, daß bei jedem Tausend Thaler, die der Hausherr ausließ, ein kupferner Kessel gekauft und aufgestellt wurde. Wenn die Vermögensumstände es einigermaßen erlauben, werden auch silberne Pöffel angeschafft, und in vielen Bauernfamilien sieht man bedeutende Sammlungen von diesen und anderen Arten silbernen Geräthes. — In Tellemarken ist eine eigene Art von Stammbaum üblich: in die Rückenlehne der aus einem Baumstamm gefertigten hölzernen Stühle werden die ersten Zähne der Kinder eingeschlagen. So sieht man öfters in alten Familien dergleichen Stühle, an denen die Besitzer die Kinderzähne ihrer Urväter aufweisen können.

Die Provinzial-Trachten sind meistens von sehr gefälligem Aussehen, in mehreren Gegenden mit Stickereien von grellgefärbtem wollenen Garn verziert und besonders auf Bequemlichkeit und leichte Bewegung berechnet. Silberne Schnallen auf den Schuhen und auf dem Busen getragen, silberne und messingne Zierrathen an den Gürteln der Frauen sind Prachtsüße, die von den Aeltern auf die Kinder vererbt werden, und deren Werth als Maßstab der Vermögensumstände gilt. Mit Ausnahme einiger, zum größeren Staate angebrachten Sammet- und Seidenstücke, so wie einiger seidener Bänder und Tücher, bestehen die Kleider beider Geschlechter aus selbstgefertigtem Zeug. Sogar in den Gegenden, wo die National-Trachten dem oft geschmacklosen Nachahmen der ausländischen und städtischen Moden haben weichen müssen, ist dieses, was die Männerkleidung betrifft, der Fall, wogegen die Weiber in mehreren dieser Gegenden ihre Sonntagskleider von ausländischem Stoffe verfertigen. In keinem Theile des Landes haben sich die Provinzial-Trachten so unverfälscht erhalten, wie in dem Stifte Bergen, wo selbst die Nähe der Städte keinen Einfluß äußert. Es ist ein besonders interessantes Schauspiel, in der Stadt Bergen die vielen Provinzial-Trachten zu sehen, die unter einander so verschieden sind, daß man glauben könnte, einen Zusammenfluß vieler Nationen zu erblicken.

Obgleich in Norwegen kein legaler Unterschied zwischen den verschiedenen Klassen der Bauern stattfindet, so hat sich doch ein conventioneller ausgeprägt, der mit der Verfassung im Widerspruche steht. Der Einfluß des Vermögens äußert sich in allen Verhältnissen, daher natürlich auch unter den Bauern; allein es giebt in mehreren Gegenden Norwegens noch einen anderen Unterschied, den die liberaleren Ideen unserer Zeit bis jetzt nicht haben austrotten können und der besonders in den Alpen kraft hervortritt, nämlich der Unterschied zwischen Gaardmand und Huusmand (Eigenthümer und Häusler). Es ist nicht bloß das Verhältniß zwischen Herr und Diener, welches hier sich geltend macht, sondern vielmehr eine gewisse aristokratische Ueberlegenheit, die sich in den Familien fortpflanzt, und die oft traurige Folgen hat. \*) So wird z. B. die Ehe zwischen dem Sohne eines Gaardmand's und der Tochter eines Huusmand's, oder umgekehrt, als Mésalliance angesehen und, ungeachtet persönlicher Reigung, oft das Glück eines verführten Mädchens diesem Vorurtheil zum Opfer gebracht. Ja nicht selten ereignete sich's, daß der patrizische Bauernsohn seiner plebejischen Geliebten das Leben nahm, um seinen entehrenden Umgang mit ihr nicht bekannt werden zu lassen. . . .

An Kunstsinn mangelt es den Normännern durchaus nicht, vielmehr an Entwicklung desselben. Das Norwegen Poeten, Tonkünstler, Maler hervorbringen kann, hat sich hinlänglich bewährt. Mehrere der berühmtesten Künstler Dänemarks im vorigen Jahrhundert stammten aus Norwegen. Der berühmte Holberg, der Komiker Bessel, die Dichter Falsen, Zetliß, Rein, Tulin, die Gebrüder Frimann und mehrere Andere waren Normänner, und nicht wenige aufsteigende Talente haben sich in der letzten Zeit hervorgethan. Die Bull, der große Violinist, ist Normann und aus Norwegischem Stamme; und mehrere Maler, die sich in Deutschland durch ihre Leistungen

\*) Einen eigentlichen Adel giebt es bekanntlich in Norwegen ganz und gar nicht.

ausgezeichnet haben, z. B. Dahl, Fearnley, Tidemann, Calmeier u. A., verdanken der großartigen Norwegischen Natur, in der sie geboren und erzogen sind, ihre Ideen.

Norwegen hat eine Volks-Poesie, der zwar die Form abgeht, in welcher man aber den poetischen Sinn oft deutlich erkennt. Auch eine Volks-Musik findet man, deren Melodien zum Theil von fremden Tonkünstlern bearbeitet worden sind. Die schönen Lieder hört man oft mit klangvoller Stimme von den Bauern vortragen; ihre National-Musik hat aber durchgehends (wie im Orient und in den Alpen des südlichen Europa's) einen melancholischen Charakter: Moll ist die gewöhnliche Tonart, und Largo meistens das Tempo.

Die musikalischen Instrumente der Bauern sind: Geige, Klarinette und Lure (Schalmei). In den Alpen ist eine besondere Art Violine üblich, die Sardanger-Violine. Diese wird von den Bauern selbst verfertigt, ist in der Regel mit grellen Farben verziert und mit Bein und Horn eingelegt. Sie hat einen hohen Resonanzboden und zwei messingene Resonanzsaiten unter den Darmsaiten, die unisono gestimmt sind. Merkwürdig ist der Effekt, den die Spielenden mit ihrem kurzen Bogen hervorbringen.

Von der Harmonie haben die Alpen-Bewohner keine Kenntniss, ob sie gleich für dieselbe empfänglich sind. Die Klarinette ist bei ihnen ein feltneres Instrument und kommt gewöhnlich bei den Hochzeiten zum Vorschein. Der Lure bedienen sie sich nur im Freien, besonders auf den Gebirgen, und die Klänge richten sich danach, wenn sie auf den Weiden zu weit herumstreifen. Die Töne sind angenehm und denen des Hornes mit Klappen ähnlich.

Die Kirchenmusik steht noch weit zurück. Nur wenige Pfarrkirchen auf dem Lande haben eine Orgel. Der Küster, welcher gewöhnlich selbst keine Musik versteht, führt den Gesang an, und die ganze Versammlung schreit ihm in fürchterlichen Dissonanzen nach. Ein jeder glaubt, singen zu müssen, er mag können oder nicht. Von Seiten der Regierung sind lobenswerthe Versuche zu Verbesserung der Kirchenmusik gemacht worden. Ein Kantor aus Christiania hat auf Staatskosten das Land durchkreist, um den Schullehrern einen richtigen Begriff vom Singen beizubringen: in den Schullehrer-Seminaren wird Musik-Unterricht erteilt, und ein sehr einfaches Instrument, Psalmodikon genannt, ist in den Schulen zum Gebrauche beim Sing-Unterricht eingeführt worden. Die Methode ist ohne Zweifel zweckmäßig, allein die Wirkungen werden sich erst spät zeigen; denn nicht bloß sollen die Jungen singen, sondern die Alten auch schweigen lernen, ehe man einen leidlichen Gesang erwarten kann. Ein Verbot gegen das Mitsingen würde aber das religiöse Gefühl verletzen. . . .

Für Wissenschaften zeigt der Norwegische Bauer viel Talent. Viele Bauernsöhne haben auf der Universität studirt und mehrere, die schon im vorgeschrittenen Alter und unter bedrängten ökonomischen Verhältnissen ihre akademischen Studien begonnen, doch ihre Examina mit Ruhm bestanden. Nicht wenige von ihnen sind als Prediger, juristische Beamte, Aerzte und Offiziere angestellt, und da nur Talent und Verdienste bei Beförderungen in Betracht kommen, so kann ein Pfleger der Wissenschaft, sey er auch in der ärmsten Bauernhütte geboren, zu den höchsten Staatswürden emporsteigen.

## Frankreich.

### Die scholastische Philosophie.\*)

Die Literaturgeschichte der Kirche zerfällt in drei Haupt-Abschnitte, welche mit denen des religiösen Lebens oder mit denen der Gesellschaft überhaupt zusammenfallen. Diese Perioden sind die der Patristik, der Scholastik und der Reformation.

Die erste umfaßt die Schriften der Kirchenväter und schließt mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts in der Person Gregor's des Großen. Es war dies in vielen Beziehungen eine ruhmvolle Zeit, eine Zeit großer Charaktere, großer Redner und großer Schriftsteller. Das vierte Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Griechischen Kirche; ihrem Gregor, Basil und Chrysostomus setzt die Römische Kirche Cyprian, Hieronymus und Augustin entgegen.

Diese Schriftsteller haben einen bedeutenden Einfluß auf die Erörterung der theologischen Fragen der Zeit, aber sie sind doch mehr die Organe als die Häupter der Kirche. Sie gaben dem Geiste des hierarchischen und dogmatischen Systems, von dem sie erfüllt waren, seinen Ausdruck. Ihre Aufgabe stand in der enghen Beziehung mit der Thätigkeit der Kirche, und die Denkmäler dieser Wirksamkeit sind vor allen Dingen in den Beschlüssen der Konzilien zu suchen. Die unzähligen polemischen Schriften der Kirchenväter sind nur als Kommentar zu den Bestimmungen des orthodoxen Glaubens anzusehen. Die große Aufgabe der Kirche in dieser Zeit bestand darin, daß sie sich Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben suchte. Dazu wurde sie durch die Angriffe der Ketzerei getrieben. Eine hartnäckige, unerschöpfliche, spitzfindige Negation nöthigte den Katholizismus, seine Glaubensmeinungen, welche bisher unmittelbarer Gefühlsdrang eines christlichen Herzens gewesen waren, dem Nachdenken zu unterwerfen. Er mußte seinen Feinden antworten und sich selbst Genüge leisten; er mußte denken, was er früher nur gefühlt hatte; er mußte die Erkenntnis zum Glauben hinzuthun.

Diese Entwicklung war indeß keinesweges eine wissenschaftliche. Ein anderes Interesse als das spekulative gab den Impuls und leitete die Kirche in ihren Kämpfen. Die Zeit der Systeme war noch nicht gekommen. Nicht

im Namen der Logik wurden die Ketzereien über die Dreieinigkeit oder über die Natur Christi bekämpft, sondern die christliche Gesellschaft fühlte, daß die angeregten Lehren dem Wesen des Glaubens und des christlichen Lebens feindlich entgegenstuden. Mit einem Worte, es war ein religiöses Bedürfnis vorhanden, die aufgeworfenen Fragen wurden nach ihrer religiösen Bedeutung gewürdigt, und die symbolischen Formen, welche zu Nicäa, Konstantinopel, Chalcedon und Ephesus angenommen wurden, hatten keinen anderen Zweck, als die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Die Anforderungen des spekulativen Denkens hatten einen Antheil daran, aber im Ganzen spielten sie eine untergeordnete Rolle. Diese Periode ist die der Festsetzung der Lehre nach der inneren Entwicklung des christlichen Systems und nach den Wechselfällen des Kampfes gegen die Ketzerei; es ist die Periode des christlichen Glaubens, der seinen rein biblischen Charakter aufgibt, um sich nach dem Glauben und dem Leben in der christlichen Gemeinschaft zu formuliren. Dieser Charakter der Kirche und ihrer Symbole ist auch der der Kirchenväter und ihrer Schriften.

Der Charakter der folgenden Epoche war notwendig ein abweichender. Die Scholastik fand das Dogma festgesetzt und in dieser Beziehung das religiöse Bedürfnis befriedigt. Aber auch das wissenschaftliche Bedürfnis fing an, sich zu regen: man hatte geglaubt, man wollte begreifen; man hatte mit dem Herzen gefaßt, man wollte mit dem Verstande fassen. Aber bei diesen Bestrebungen waren der Gegenstand und die Gränze vorausbestimmt. Da die Wissenschaft aus dem Schoße der Kirche hervorgegangen war, so mußte sie sich an das christliche Dogma anschließen, wie es in der vergangenen Epoche bestimmt worden war. Hierin liegt das Wesen der Scholastik; sie ist theologische Wissenschaft, weil die Theologie in dieser Zeit der Mittelpunkt, wo nicht das All der Wissenschaft ist; sie ist kirchliche Theologie, weil der Gegenstand ihrer Forschungen nur das Dogma in der von der Kirche angenommenen Form seyn konnte.

Aus dem letzteren Verhältnisse springt eine andere Eigenthümlichkeit der Scholastik hervor. Die Scholastik verhält sich zur Patristik, wie die Philosophie zur Religion; und dennoch geht sie an keine der großen Fragen, welche die Aufgabe der Philosophie bilden. Nicht als ob sie nicht in einem gewissen Sinne sich mit diesen Fragen beschäftigte, da sie sich mit dem Christenthum beschäftigt, aber die Lösung ist von vornherein gegeben, und nicht bloß gegeben, sondern auch über allem Zweifel erhaben durch die bloße Thatsache der kirchlichen Autorität. Die Erörterung hat also kein wahrhaftes Interesse mehr. Da der Satz zum voraus feststeht, fest auch ohne den Beweis, so erscheint der letztere ganz müßig. Das biblische Christenthum, welches noch kein fertiges System ist, läßt der Untersuchung noch ein weites Feld, indem es nur die religiöse und praktische Lösung angiebt; aber die Kirche mußte weiter gehen, mußte das Wie, das Warum, das Maß und die Gränze bestimmen. So war's mit dem Dogma der Dreieinigkeit, so mit dem der Freiheit und der Gnade. Die Scholastik hatte sich also nicht mit dem Inhalt der Theologie abzugeben, sondern nur mit der Form. Daher ist sie auch rein formell in ihrem Gange und verliert dadurch das Interesse, welches sie durch ihre riesenhaften Bemühungen errungen haben würde. Ausgerüstet mit den schneidenden Waffen der Dialektik, glaubt sie in der Analyse und in den Kategorien ein magisches Instrument zu besitzen, dem Nichts widerstehen kann. Die Kenntniss und der Gebrauch der Aristotelischen Philosophie war ihr in dieser Beziehung von großem Nutzen, aber trieb sie auch immer weiter vorwärts auf einer unergiebigen Bahn. Der große Gegensatz der Nominalisten und der Realisten, welcher das ganze Mittelalter ausfüllt, gestaltet sich nur zu einer kleinlichen logischen Unterscheidung. Dieser Gegensatz hatte allerdings eine weiterreichende Bedeutung und implizierte die Beziehungen der Gattung und des Individuums, der Subjektivität und der Objektivität, des Idealismus und des Realismus; aber die Unfähigkeit der Scholastik ergiebt sich gerade daraus, daß sie in das Innere der Frage nicht einzudringen wußte. Sie ist außerhalb derselben stehen geblieben, und ihr Ausgangspunkt ist ein rein äußerlicher.

Die Scholastik muß also als eine Methode, als eine logische, auf gegebene Verhältnisse angewendete Methode betrachtet werden, welche nicht das Interesse der Wahrheit hatte, denn diese war gegeben und kam deshalb nicht in Betracht, sondern welche aus einem Bedürfnisse hervorgeht, das wegen der Vermischung des Gebietes des Glaubens und der Wissenschaft und wegen des Glaubens an die Allmacht der Logik sein Ziel verfehlt. Ihr negatives Resultat besteht darin, daß sie die Ohnmacht der Syllogistik zur Klarheit bringt. Außerdem hat sie den menschlichen Geist an festgezogene und strenge Formen gewöhnt; sie hat ihn gelehrt, die Fragen zu erschöpfen oder sie wenigstens unter allen Gesichtspunkten zu betrachten; sie hat eine große Anzahl von Schulsophismen aus dem Wege geräumt, und endlich hat sie den Geist, der sie zum Formeln und Analysiren trieb, auch zu der Idee einer umfassenderen Formel geführt, zu der Idee eines wissenschaftlichen Systems.

Auch theilen nicht alle Scholastiker die Fehler der Scholastik, und die Schriften vieler haben durch die Tiefe, Wahrheit und Schönheit der Empfindungen, welche durch den Wust der Distinctionen hindurchbrechen, ein mehr als historisches Interesse.

Die Epoche der Scholastiker ist von der der Kirchenväter durch einen ziemlich langen Zeitraum getrennt, während welches die Kirche und ihre Doktoren beschäftigt waren, die gewonnenen Resultate zu sammeln. Diese Zeit, die vom 6ten bis 12ten Jahrhundert reicht, ist ziemlich in Dunkel gehüllt. Indes hat auch sie ihre Celebritäten, und es finden sich schon bemerkenswerthe Andeutungen des folgenden Zeitraums. So sind Alcuin, Rabanus Maurus und Lanfranc als wahrhafte Vorläufer zu betrachten. Scotus

\*) Nach dem Semear.

